

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpediton.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Balle in München.

Uebersicht.

Zur Literatur über die Sprachenkämpfe. Von Hugo Schuchardt. (Erster
Theil.) — Die Wiederbelebung der muskdranatischen Kunst G. F.
Händels. Von Bruno Schrader. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Literatur über die Sprachenkämpfe.

Von Hugo Schuchardt.

I.

Nirgends begegnen wir mehr und stärkeren inneren
Widersprüchen als in den Darstellungen und Erörterungen,
die sich, sei es näher, sei es weiter, auf die Sprachenkämpfe
beziehen. Man betrachtet das, was gewesen ist und was ist,
man entschleiert das, was werden wird, vom Standpunkt
dessen aus, was sein soll. Dieser Standpunkt ist als fester
und einheitlicher denkbar und dann im Bereich der Sittlichkeit
zu suchen; der Name Gerechtigkeit knüpft sich an ihn. Die
Bestimmungen der Gerechtigkeit ergeben sich allerdings nicht
ohne weiteres aus ihrem Begriff. Zwischen welchen Parteien
— von den Weltsprachen an bis zu den dürftigsten Idiomen
herab — soll sie theilen? Soll sie, nach Matth. 20, 14, für
ungleiche Leistungen Gleiches gewähren? Vermag sie in jedem
einzelnen Fall vollkommene Gleichheit durchzuführen? In-
dessen haben diese Erwägungen heutzutage einen geringen
praktischen Werth; sie liegen hoch über den besonderen
Standpunkten, die für das, was sein soll, gelten. Mit
anderen Worten, die Nationen — ich meine damit zunächst
nicht die Staats-, sondern die Sprachgemeinschaften, die mit
jenen allerdings zusammenfallen können — die Nationen üben
keine Gerechtigkeit gegeneinander, und jede hat einen guten
Grund dafür in dem Verhalten der anderen. Hier kann keine
Nation sich rühmen, eine Ausnahme zu bilden — es sei denn
aus Mangel an Gelegenheit. Die eine wird jetzt bedrückt und
hat einst bedrückt; die andere wird hier bedrückt und bedrückt
dort; die dritte hebt flehend die Hände empor, und man sieht
an ihnen schon die Krallen herauswachsen, die bereit sind,
sich in fremdes Fleisch zu senken. Nur in der Art der
Bedrückung zeigen sich die größten Unterschiede. Langsam
werden die Nationen heranreifen für den Wahlspruch „Weder
Hammer noch Amboß“, vorderhand heißt es allgemein „Ent-
weder Hammer oder Amboß“. Der Selbst-erhaltungstrieb
sieht ringsumher Gefahren, denen er auf jede Weise vorzubeugen
sucht; die nationale Selbstsucht, die man mit dem Beiwort
„gesund“ zu schmücken pflegt, bestimmt das nationale
Handeln. Ueberall ruht die Erscheinung auf derselben
natürlichen Grundlage, und somit ist auch der Widerstreit
zwischen den Nationen etwas natürliches. Das wird vielfach
verkannt oder geleugnet, indem man das eigene Verhalten
als sittlich, das fremde als unsittlich darstellt. Hierin liegt
der erste und größte der Widersprüche, die ich vor Augen
habe. Man gibt vor, nicht bloß dem nationalen Interesse,
sondern zugleich einem

allgemeineren oder dem allgemeinsten zu dienen. Man
weist besonders auf das Interesse des Staates, aber dieses
deckt sich ja ganz mit dem der herrschenden Nation, für
die er nur als der Organismus Werth besitzt, in dem sie
sich voll ausleben kann. Wenn ihr Bestreben berechtigt ist,
andere Nationen oder Bruchtheile solcher, die innerhalb der
Grenzen deselben Staates leben, sich anzugleichen oder
in sich einzuschmelzen, so ist der Widerstand dieser Gruppen
dagegen ganz ebenso berechtigt, da ihren nationalen Inter-
essen eben der Staat nicht entspricht oder vielmehr wider-
spricht. Etwas annehmbarer erscheint der Verweis auf das
Interesse der Kultur; aber auch hier dürfte, mit entsprechen-
der Umwandlung, das Wort Friedrichs des Großen Geltung
beanspruchen: „Es möge Jeder nach seiner Façon selig
werden.“ Der Werth jeder einzelnen Kultur und die Werth-
folge aller wird von den verschiedenen nationalen Standpunkten
aus sehr verschieden bestimmt. Die Selbstsucht einer Nation
wird immer vom höchsten Selbstgefühl begleitet; jede Nation,
ob groß, ob klein, vermag sich eine Zukunft der Menschheit
gar nicht vorzustellen, in der sie selbst keinen Platz mehr
hätte; sie würde es aber nur als eine ganz natürliche Ent-
wicklung empfinden, wenn sie alles an sich heranzöge und in
sich aufnähme. Jede schreibt sich eine besondere Sendung zu
und sieht sich durch sie zur gewaltsamen Beglückung anderer
Nationen veranlaßt. Wie die Nationen einander ungerecht
behandeln, so beurtheilen sie einander auch ungerecht, und
gerade kleine Abschattungen fallen dabei als große Ver-
schiedenheiten auf. Eine Nation tabelt die andere als hart-
herzig oder hochmüthig oder eitel, nicht als ob sie selbst
es nicht wäre, sondern weil sie es in anderer Weise ist.
Den Franzosen, welche von der Brutalität Bismarcks reden,
scheint jede Empfindung für die Brutalität Napoleons ab-
zugehen. Und bis auf das Grobkörperliche erstreckt sich
dieser Nationalismus; Messerliche, Steinwürfe, Knüttel-
schläge haben in den einzelnen Ländern eine verschiedene
sittliche Tare, und aus der Ernährungsweise Bismarcks
hat man im Ausland allen Ernstes geschlossen, daß er ein
Barbar war. Also reine Geschmacksache! Wenn nun eine
Nation die Hemmungen, die ihren selbstsüchtigen Bestre-
bungen von Seiten einer anderen Nation entgegenstehen,
schon im allgemeinen als unsittlich zu betrachten geneigt
ist, so wird die nationale Würze, die dazu kommt, sie ihr
noch unsittlicher erscheinen lassen. Es ist nur zu bedauern,
wenn auch leicht zu begreifen, daß sich in den Berichten,
welche die Tagespresse über die Sprachenkämpfe bringt,
der falsch moralisirende Ton so fest eingebürgert hat. Warum
nicht dem Beispiel wirklicher Kriegsberichte folgen, in denen
doch auch die Niederlagen, Zurückdrängungen, Umgehungen
der eigenen Truppen nicht mit Schmähungen und Ent-
rüstungsrufen gegen die feindlichen glorifizirt zu werden
pflegen? Solche pathetische Auslassungen sind überflüssig,
wenn nicht schädlich; wir finden sie oft da, wo wir die
Ursachen der gegnerischen Erfolge, die Mittel zur Wett-
machung derselben oder die Schutzmaßregeln gegen drohende
Gefahren vergebens hoffen erörtert zu sehen.

Diese Zwiespältigkeit bleibt nun keineswegs innerhalb der angegebenen Grenzen, sie strahlt auf alle möglichen Gebiete aus, das historische, ethnologische, juristische, pädagogische, und wiederum in allen möglichen Formen, als Beobachtung, Schlussfolgerung, Vorschrift, Bewerthung, Benennung — und dabei ist es meistens unmöglich, die Grenze zwischen willkürlicher und unwillkürlicher Fälschung zu ziehen. So werden von der nationalen Geschichtsschreibung die Ereignisse bald im Vergrößerungs-, bald im Verkleinerungsspiegel gezeigt und die verbindenden Fäden bald von der einen, bald von der anderen Farbe gewählt. Unendlich viele Meinungen bestehen darüber, inwiefern das Vergangene für das Gegenwärtige maßgebend sei. Ueber „historische Rechte“ denkt der Russe anders, wenn es sich um sein eigenes Land, als wenn es sich etwa um die Länder der Wenzelskrone handelt. Der Franzose stimmt dem Grundsatz zu, daß tschechische und slovenische Kinder von den Eltern nicht in deutsche Schulen geschickt werden sollen, und würdigt unter anderen Einwänden der Deutschen auch den nicht, daß die slovenischen Volksmundarten von der neuslovenischen Schriftsprache so abweichen, daß von ihnen aus die Erlernung dieser kaum leichter sei als die des Deutschen. Aber das Allemannische der Schweiz und das Elsasses ist in seinem Auge nur ein Patois, auf welches die Eltern als die höhere Sprache anstatt des Deutschen das Französische setzen dürfen, ganz so, wie wenn dies Patois ein französisches wäre. Auf nationalpolitische Wortbildungen und Wortverwendungen habe ich in meiner kleinen Schrift *Tchèques et Allemands* (Paris, Welter, 1898) mehrfach hingewiesen. Neuerdings sind mir zwei neue Belege für die hiehergehörige Vermengung der weiteren Landes- und der engeren Volksbezeichnung begegnet, ein ganz gewöhnlicher und ein recht lustiger. In der „Politik“ wird darüber Klage geführt, daß in der böhmischen Stadt Eger (einer rein deutschen Stadt) das Böhmisches (lies: das Tschechische) keine Geltung haben solle. Und im „Budapesti Hirlap“ wird einer Reihe von Personen, die (behuft Ehe-scheidung und aus gleichwertigen Gründen) das ungarische Bürgerrecht erworben haben, darunter Girardi, dem Liebling der Wiener, eingeschärft, daß sie nun Ungarn (= Magyaren) seien und nichts mehr mit den Deutschen zu schaffen hätten (also nicht einmal mit den Deutschen Siebenbürgens?).

II.

Man sollte meinen, daß sich für die Sprachenkämpfe ein bestimmtes Gebietes und vor allem der österreichisch-ungarischen Monarchie in der Ferne leicht unbefangene Beurtheiler finden würden. Das ist nicht der Fall. Sprachenkämpfe gibt es fast überall, wenn auch nur im Keime oder in Miniatur; selbst die Lappen im äußersten Norden Europa's scheinen Sprachenverordnungen zu begehren. Indessen ist es kaum die Analogie zwischen den Verhältnissen, vielmehr die Sympathie zwischen den Parteien, welche das Urtheil beeinflusst. Auch beim Zeugen interessiert es den Richter nicht, ob er jemals in einer ähnlichen inneren oder äußeren Lage war wie der Angeklagte, sondern ob er mit ihm verwandt, verschwägert, befreundet ist. Die Reichsdeutschen pflegen das Verhältniß der Siebenbürger Deutschen zu den Magyaren nicht an dem Verhältniß der Polen oder der Dänen zu ihnen selbst zu messen, sondern von dem Standpunkt der Stammesverwandtschaft aus zu würdigen. Und so die Franzosen vom Standpunkt des politischen Interesses aus das Verhältniß der Deutschen zu den slavischen Nationen. Davon will ich ganz schweigen, daß in gewissen Zeitungen, wie dem „Temp“, sich offenbar bestimmte persönliche und vermuthlich auch materielle Einflüsse geltend machen. Nicht selten bezeichnen die Verfasser von Schriften, die sich auf die österreichisch-ungarischen Angelegenheiten

beziehen, die Erweiterung des französisch-russischen Bündnisses zu einem französisch-slavischen so unumwunden als ihr Leitmotiv, daß sie selbst ihnen damit den Werth unparteiischer und gründlicher Darstellungen aberkennen. Sie denken nicht daran, „die volle Wahrheit zu sagen und nichts als die Wahrheit“; sie bauen nicht von festen Grundmauern in die Höhe, sie bauen von lustigen Zinnen in die Tiefe.

In die Zahl solcher Schriften gehört der schon vor längerer Zeit erschienene Aufsatz von Pierre Daresté: *La question tchèque* (*Revue des deux mondes*, 1. Aug. 1895). Er beginnt damit auf den Aufsatz *La question tchèque et l'intérêt français* zurückzudeuten, den Saint-René Taillandier gerade 26 Jahre früher (1. Aug. 1869), also vor dem deutsch-französischen Kriege, ebenfalls veröffentlicht und in dem er ausgerufen hatte: „Es handelt sich um uns!“ Daresté sagt: „Der Feind, den die Tschechen bekämpfen, welches auch die Form ihres Kampfes sein mag, die politische oder die ethnographische, ist der alte Erbfeind der slavischen Rasse, es ist der Deutsche. Nun dieser Feind ist auch der unsere“ (S. 671). Danach dürfen wir uns nicht wundern, wenn er von der Thätigkeit der tschechischen Matices hofft, daß „mehr als ein rein deutscher Bezirk durch langsame Einsickerung zum mindesten in zweisprachiges Land umgewandelt werde“ (S. 665), und wenn er sich an einer Betrügerei erfreut, nicht einer geistreichen, sondern einer ganz plumpen, vermittelt deren die Matices bei ihren Bestrebungen ein Hinderniß überwand (S. 663).

Dahin gehört ferner das Buch von Charles Doiseau: *Le Balkan slave et la Crise autrichienne* (Paris, Perrin, 1898). Es mag in Bezug auf die Südslaven manches Neue und Wahre enthalten; wo aber die Rede von den Deutschen ist, erweist es sich als eine Blüthenlese von Entstellungen, Verschweigungen und Widersprüchen. Wo es paßt, wird Oesterreich als vorwiegend slavisches Reich genommen, und wo es paßt, als deutsche Vormacht mit dem „Drang nach Osten“, als ob die endgültige Einwanderung Bosniens und der Herzegovina in Galizien nicht eine starke Schwächung von dessen Deutschtum bedeuten würde. Die deutschen Einwanderer im Occupationsgebiet, welche Handel, Gewerbe oder Ackerbau treiben, befördern das Aufblühen der Länder, ohne für die Nationalität der Alteingesessenen eine ernstliche Gefahr zu bilden. Im Gegentheil pflegen solche deutsche Kolonisten früher oder später in dem sie umgebenden Element aufzugehen; sie dienen, um den beliebten Journalistenausdruck zu gebrauchen, als Kulturdünger. Auch der Verfasser, der die Deutschen in jeder Gestalt und unter allen Umständen als Feinde und Schädiger der Slaven betrachtet, gesteht ein, daß die Slaven sich nicht germanisiren lassen, wohl aber die Deutschen slavisiren. Freilich irrt er sehr, wenn er glaubt, deutschen Namen hervorragender Slaven, wie Grégr, Katzl, Bleiweiß könnten keine slavischen Namen hervorragender Deutscher gegenübergestellt werden (S. 123). Der Vorstoß der Deutschen in die der Kultur noch so bedürftigen südslavischen Länder mißfällt ihm, nicht der Vorstoß der Tschechen ins deutsche Wien. Vom Tschechen gegenüber dem Deutschen sagt er: „Er verdankt ihm nichts und er belästigt ihn nicht“ (S. 241). Den Tschechen, den Slovenen, den Serben ist es erlaubt, sich wie und woju immer zu vereinigen; aber wenn die Deutschen von der böhmischen Grenze bis in den Süden der Steiermark sich in einem Protest gegen die baden'schen Sprachenverordnungen zusammenfinden, so muß das als eine „pangermanische Agitation qualifizirt werden“ (S. 228), und das beste Mittel, um diesen Pangermanismus in Schranken zu halten, würde das sein, daß man Prag und Ugram zu Hauptstädten

zweiter neuen Königreiche machte (S. 165). Hier wird, wie so häufig, Taschenspielerlei mit Worten getrieben. Der politisch besagene Leser wird es natürlich finden, daß dem Panflabismus als dem guten Prinzip der Pangermanismus als das böse gegenübergestellt wird, aber, wenn er nicht ganz oberflächlich denkt, wird er doch das Mißverhältnis zwischen der hier beliebten Anwendung des einen und der allgemein angenommenen Bedeutung des anderen Ausdrucks wahrnehmen. Der blinde Deutschenhaß verführt den Verfasser zu lächerlichen Irrthümern. So lesen wir S. 233 folgende Behauptung, für die sich die kalvinistischen Magyaren bedanken mögen: „Man kann die Bedeutung dieses (deutschen) Einwanderungsstromes nach der furchtbaren Zunahme der Zahl der Siebenbürger Protestanten beurtheilen. Schon die Statistik von 1890 verzeichnete im Gebiet des Stephansreiches 2,225,126 Calvinisten und 1,204,400 Lutheraner. Zusammen bilden sie heute eine Masse von mehr als 4,200,000 Personen. Es gab eine Zeit, da das patriotische Ungarn gegen eine solche Uebersuthung protestirt haben würde.“

Was in solchen Schriften ein Wort wie Gerechtigkeit bedeutet, weiß ich nicht. Vortheilhaft sieht von ihnen ab das ebenfalls erst kürzlich erschienene Buch von Bertrand Auerbach: *Les Races et les nationalités en Autriche-Hongrie* (Paris, Alcan, 1898); es ist ein anständiges und wissenschaftliches Buch. Nicht nur hat der Verfasser ein gründliches Quellenstudium betrieben und den Stoff mit Umsicht bearbeitet, allerdings nicht ohne sich einiger Mängel und Irrthümer schuldig zu machen¹⁾ (die beigegebene Karte befriedigt wenig; u. a. reicht das Tschechische neben dem Slovatischen weit nach Ungarn hinein); er ist auch redlich bestrebt gewesen, sich jeder Parteilichkeit für irgend eine Nation zu enthalten, auch für die ihm seiner Abstammung nach am nächsten stehende. Allein ganz ist ihm das nicht gelungen; nicht umsonst lebt und lehrt er in dem sokolistenfreundlichen Nancy. Er sagt am Schluß des V. Kapitels: „Durch seine geographische Lage bildet Böhmen eine Schranke zwischen den Deutschen Deutschlands und den Deutschen Oesterreichs; es verhindert die Vollendung der deutschen Einheit, es ist das Bollwerk Europa's gegen die preussische Hegemonie. Wir dürfen in Frankreich das Interesse an dem Geschehe dieses Landes nicht verlieren“ (S. 157). Was seine Auffassung der „böhmischen Frage“ anlangt, so weist er S. 156 auf die Antinomie hin, welche zwischen dem von den Tschechen vertretenen historischen Rechte und dem von den Deutschen vertretenen Rechte der Nationen bestehe. Aber er übersieht, daß diese Antinomie, wie ich in jener Flugschrift ausgeführt habe, eine solche im strengsten Sinne des Wortes ist, daß sie nämlich von einer und derselben Partei aufgestellt wird, und zwar von den Tschechen selbst, die ja ebenso die Rechte der Nationen wie die Rechte der Länder verwirklicht sehen wollen. Warum aber nimmt er, der sich gegen das Dogma von der Nothwendigkeit des einen und untheilbaren Ungarns als eine an Philipp II. und Ludwig XIV. erinnernde veraltete Theorie so entschieden äußert (S. 331), nicht eine gleiche Stellung gegen die Lehre von dem einen und untheilbaren Böhmen ein? Warum erblickt er in der administrativen und politischen Trennung des deutschen und des slavischen Gebietes nicht die einzige natürliche und dauernde Lösung jener Frage? Er läßt es sich angelegen sein, die Bedenken gegen

¹⁾ Wenn S. 15 Anm. die Literatur der französischen Schweiz und die des wallonischen Belgiens als originell und national bezeichnet werden, während in der Literatur des deutschen Oesterreichs der spezifisch österreichische Charakter fehle, so ist das nach beiden Seiten hin ganz falsch. Man beachte u. a., was E. Stillebauer im „Litterarischen Echo“ vom 1. Okt. 1898, S. 47 sagt und ausführt: „eine eigentlich nationale französisch-schweizerische Literatur wird man noch immer vergeblich suchen.“

die Wiederherstellung des Wenzelsreiches zu verringern, und sich dabei zu der Behauptung verleiten, daß die Dynastie durch Personalunionen mehr gestärkt als geschwächt werde (S. 19). Andererseits fragt er: „Wenn sich jemals das Ideal der tschechischen Patrioten verwirklicht, wird das eine Lösung sein? Ist dieser halbirte Staat, in dessen Schoß zwei Nationen von gleicher Stärke sich die Stirne bieten werden, nicht zum Bürgerkrieg verdammt?“ (S. 156). Und bestimmter spricht er sich im Vorwort aus: „Wir zweifeln sehr, daß in Böhmen die Wiederherstellung des Wenzelsreiches und der Triumph des historischen Rechts der Tschechen diesem Lande, das zwischen zwei gleich starken Nationen getheilt ist, den Frieden und die Brüderlichkeit bringen wird“ (S. 6). In diesem Frieden liegt freilich Franzosen von dem Schlage der Daresse, Bourlier, Loiseau gar nichts, im Gegentheil, mit seinem Eintreten würde alle ihre Theilnahme für die Tschechen erlöschen; sie sind offene Feinde der Deutschen, verstockte Feinde Oesterreichs, für das sie nur eintreten, um die Loyalität der Deutschen zu verdächtigen, und falsche Freunde der Tschechen selbst.

(Schluß folgt.)

Die Wiederbelebung der musikdramatischen Kunst G. F. Händels. 1)

Von Bruno Schrader.

Wie im politischen Leben Völker aufstehen, die Oberherrschaft gewinnen, sich ausleben und dann wieder zurücksinken, so übernehmen auch in der musikgeschichtlichen Entwicklung die Nationen abwechselnd die Führung. Die Forschung unserer Tage hat für die grauen Zeiten des Mittelalters England als Lehrmeister nachgewiesen. Von ihm lernten die Niederländer, deren letzter, Orlando di Lasso, seine erhabene Rolle in München spielte. Von diesen wieder die Italiener, die das musikalische Scepter bis in die Tage Mozarts hinein behielten. Jetzt herrschen bekanntlich wir Deutsche in der musikalischen Welt und haben insolge des gegenwärtig allenthalben so stark entwickelten historischen Sinns das Bestreben, auch den Werth der Schätze unserer musikalischen Vergangenheit eindringlich ins Bewußtsein zu bringen. Viel ist darin schon geschehen, mehr noch bleibt zu thun übrig. Und zwar keineswegs bloß für die alten Meister zweiten Rangs, sondern selbst für manche der wenigen Rorpphäen, die einst die führenden Genies ihrer Epochen waren. Zu ihnen gehört G. F. Händel, dessen Kunst trotz der ihr einwohnenden musikalischen Kraft und sittlichen Größe sich bislang keineswegs der Pflege erfreute, welche ihr gebührt. Wie das kam und wie das jüngst besser ward, soll im nachfolgenden kurz gezeigt werden.

Händel lebt heute noch im Bewußtsein vieler nur als Oratorienkomponist; ja Manchen schwebt er wohl gar nur in dem verschwommenen Dunke eines Kirchenkomponisten vor, er, der nur verhältnismäßig wenig für den Kultus geschrieben hat. Diesen gegenüber kann gar nicht genug betont werden, daß der große Meister in erster Linie Opernkomponist war, und zwar der größte, welcher im Glanze der italienischen Schulen vor Gluck überhaupt gebieh. Und weiter, daß Händel sich erst dann dem Oratorium, das sich von der um das Jahr 1600 in Florenz erfundenen Oper abzweigte, ernstlich zuwandte, als er mit der Theaterei verschiedentlich Schiffbruch gelitten hatte. Dann hat er allerdings das Oratorium zu einem Stöße von so schwindender Höhe ausgebaut, daß bis auf die Gegenwart hin, Risks eigenartige Versuche vielleicht ausgenommen, nichts

¹⁾ Auszug aus dem Artikel desselben Verfassers „The Haedel Revival in Germany“ in der Monatschrift „The Forum“, New York.

Keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er unter der Maske der Unterhaltung nur Haß und Verachtung gegen den konfessionellen Gegner predigt. Ganz so niedrig gemein, wie bei dem Meister aller römischen Pamphletisten auf dem Gebiet des Romans, dem berühmten Konrad von Woland, ist sie allerdings gerade nicht.

Aber die Gesinnung ist die gleich niedere, wie sie sich auch in der Kaplanspresse und den ultramontanen Volksschriften zum Ekel breit macht, wenn Spillmann von dem anglikanischen Bischof als vom „Asterbischof“ redet, der, „in hohem Grade charakterlos“, „nur den einen Wunsch hat, das reiche Einkommen seines Bisthums in Ruhe zu verzehren“ und der „mit näselnder, schnarrender Stimme“ seine „Tiraden gegen das Papstthum losläßt“. Und dieser „in hohem Grade charakterlose“ Mann ist bei Spillmann das „Modell eines Prälaten, wie sie Elisabeth für ihre neugeschaffene Staatskirche wünschte“.

Gegenüber Nebenwendungen, wie „die sogenannte jungfräuliche Elisabeth“ und dem ganzen Geist, der die Erzählungen durchweht, will es wenig bedeuten, wenn die Mutter ihr Kind, das „für die Königin, welche die Priester hängen läßt, nicht beten mag“, dazu ermahnt, „weil wir auch unsre Feinde lieben müssen“. Die konfessionelle Feindesliebe findet sonst bei Spillmann einen eigenartigen Ausdruck.

Kurz, die ganze Sprache, die ständige Gegenüberstellung von „heiliger Kirche“ und „Irrlehre“ von „Some der (natürlich katholischen) Wahrheit“ und „Macht des Irrthums“, läßt keinen Zweifel, daß der eigentliche und Hauptzweck der Novelle die Predigt des konfessionellen Hasses, das wirksame Mittel hierzu das moralische Verächtlichmachen des Gegners ist.

Daß darauf die jesuitische Belletristik, wie sie Spillmann und Genossen verstehen, hinausläuft, zeigt auch die Wahl des Themas.

Wenn Spillmann nur die römische Kirche verherrlichen will, so kann er das auch im Gewand der Novelle ganz gut, ohne daß er den Gegner so beschimpft. Er fände in der Geschichte der katholischen Kirche Stoffe genug, durch die er die Tugenden der Katholiken in das hellste Licht setzen könnte und brauchte nicht solche Thematika zu wählen, die, da sie den konfessionellen Kampf zum Inhalt haben, ohnehin sehr heikler Natur sind. Daß er sie aber wählte, zeigt eben, worauf es ihm im Gewand der unterhaltenden Erzählung ankommt.

Und nicht das absprechende Urtheil über den Protestantismus, die ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten ist häßlich, sondern die Art, wie Spillmann den Protestanten verächtlich zu machen sucht, wie er ihn dem Katholiken gegenüber als sitilich minderwerthig, moralisch verkommen darstellt. Der Ton und die Sprache niederer konfessioneller Heze sind es, die uns in diesen doch sicherlich für ein Publikum aus den sogenannten gebildeten Ständen geschriebenen Erzählungen entgegentreten, und in wirksamer Weise appellirt der Verfasser an die niedrigeren Seiten des menschlichen Gefühlslebens.

So haben wir also in diesem Muster römisch-konfessioneller Unterhaltungsliteratur kein reines Kunstwerk, das uns einen wirklichen ästhetischen Genuß vermitteln könnte, vor uns. Selbst das edelste Gefühl, die Religion, wird zur Erregung niederer Leidenschaften, wie Haß und Verachtung, mißbraucht.

Und das ist die geistige Nahrung, die dem deutschen Römisch-Katholiken zu seiner Erholung und Erhebung des Gemüths als mustergültige Leistung angepriesen und dargeboten wird!

Zur Literatur über die Sprachenkämpfe.

Von Hugo Schuchardt.

(Schluß.)

III.

Ein besonderes Interesse muß die, sei es von einem cisleithanischen, sei es von einem transleithanischen Standpunkt aus vorgenommene Vergleichung der Nationalitätsverhältnisse in den beiden Reichshälften gewähren. Daher hat auch, obwohl in magyarischer Sprache verfaßt, die Flugschrift des ungarischen Reichstagsabgeordneten Láng Lajos: *A nemzetiségek Magyarországon és Ausztriában (Die Nationen!)* in Ungarn und in Oesterreich; Budapest, (Kilián, 1898) in weiteren Kreisen Beachtung gefunden. Sie besteht im wesentlichen aus dem Wiederabdruck zweier älteren Vorträge, von denen der eine, ein kurzer, über die Nationen in Ungarn, am 7. September 1894 auf dem internationalen hygienischen und demographischen Kongreß zu Budapest (wohl in deutscher oder französischer Sprache), der andere, ein längerer, über die Nationen in Oesterreich, am 11. November 1895 in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gehalten worden war. Wenn wir den Grundgedanken Láng's herausheben, so werden wir ihm zugeben, daß die Lage der Dinge in Oesterreich und in Ungarn nicht so ähnlich ist wie man bisher gern angenommen hat, wir werden ihm aber bestreiten, daß sie so verschieden ist wie er annimmt.

In Bezug auf die österreichische Reichshälfte ist sein Blick klarer und eindringender. Der Rückgang des Deuthums und der Aufschwung des Slaventhums, besonders des Tschechentums, ist allgemein anerkannt und den einzelnen Thatsachen nach bekannt; gleiches kann man von den Ursachen und Ursprüngen dieser Doppelercheinung nicht sagen. Láng zeigt, daß sie nicht mit dem Taaffe'schen System beginnt, sondern daß sie in die Glanzzeit des Absolutismus zurückreicht, daß „die Erstarkung der slavischen Nationen schon damals, unter dem Einfluß wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Faktoren, langsam, aber sicher vorschreitet“ (S. 40) und daß „dieser alte und fortwährend im Gang begriffene Prozeß, bis zu einem gewissen Grad, auf natürliche Weise das neuere Regierungssystem nach sich zog“ (S. 42f.). Ich will den Auseinandersetzungen des Verfassers nicht folgen, sondern nur für die Deutschen Oesterreichs die Moral daraus ziehen. Die Meisten unter ihnen erwarten in der Sprachfrage alles Heil oder Unheil von der Thätigkeit und den Entschlüssen des Parlaments und der Regierung; sie blicken unverwandt nach oben. Aber dort geschieht nicht alles, nicht einmal das Wichtigste; dort kann nur gehemmt oder beschleunigt werden, die eigentlichen Entscheidungen vollziehen sich in langsamer und großentheils geräuschloser Weise unten. Die Nationen messen nicht an einzelnen in die Augen fallenden Stellen, sondern in ihrer ganzen Ausdehnung ihre Kräfte miteinander. Dabei haben wir ein äußeres und ein inneres Moment zu unterscheiden. Jenes besteht in der Vermehrung und der Ausbreitung einer Nation. Die Vermehrung beruht zunächst auf der individuellen Fruchtbarkeit, sodann auf der nationalen, indem diese nicht bloß von jener sondern auch von der Zahl der Heirathsschließungen abhängt, die wiederum durch Wirthschaftsverhältnisse, Gesetzgebung u. s. w. bedingt ist. Die Ausbreitung ist allerdings eine natürliche Folge der Vermehrung, wird aber nun durch verschiedene Umstände unterstützt, mag sie mehr eine räumliche oder mehr eine gesellschaftliche sein. Je

1) Eig. Nationalitäten. Aber wie ich am anderen Ort auseinandergelegt habe, genügen überall die Wörter Nation (in ethnischer Beziehung) und Volk (in politischer Beziehung); ein dritter Ausdruck, Nationalität, ist überflüssig, zweideutig, verwirrend.

kräftiger, zuverlässiger, genügsamer ein Arbeiter (man möge dies Wort im weitesten Sinne nehmen), um so leichter wird er Unterkunft finden. Es kommen aber nicht bloß die Befähigungen — unter ihnen ist die Zweisprachigkeit eine der wichtigsten —, sondern auch die Neigungen in Betracht. Läng theilt mit, daß bei der Zunahme der Tschechen in Wien die Schuster in auffälligem Grad theilhaftig sind (S. 41), und so wird man denn vielleicht bereinst den tschechischen Schuster als Pionier der tschechischen Kultur feiern, etwa wie seinerzeit den preussischen Schullehrer als Sieger von 1866. Aber auch viele von den höheren Berufen werden von den Tschechen bevorzugt, von den Deutschen vernachlässigt. „Beim Wiener Obersten Gerichtshof waren 1890 angeblich unter 44 Hofräthen nur 10 deutsche, in Böhmen zur selben Zeit unter 257 Gerichtsauskultanten 31 und unter 46 Staatsanwaltschaftsbeamten nur zwei deutsche“ (S. 41 f.). Von größerer Bedeutung aber als alles andere ist das verhältnismäßig starke Uebergewicht der Tschechen im katholischen Klerus. Nun müssen Vermehrung und Ausbreitung nicht ohne weiteres der eigenen Nation, sie können auch einer fremden Nation zugute kommen; so ist ein starker Bruchtheil der Deutschen gerade infolge ihrer Ausbreitung nach allen Seiten hin von anderen Nationen aufgesaugt worden. Zu dem äußeren Moment muß noch das innere hinzutreten; ein starkes und immer reges Nationalgefühl muß alle, auch die verstreutesten Glieder der Nation eng miteinander verbinden und sie nicht nur widerstands-, sondern auch angriffsfähig machen. Das ist ein Gebiet, auf dem ein einfacher Privatmann, z. B. durch nationale Stiftungen, tiefere und dauerndere Wirkungen zu erzeugen vermag als der hervorragendste Parlamentarier. In allen jenen Punkten, nicht bloß in denen, wo ich mich ausdrücklich auf sie bezogen habe, sind die Tschechen den Deutschen gegenüber im Vortheil. So setzt sich die tschechische „Hochfluth“ aus den mannichfachen Quellen zusammen. Die Deutschen sollten, statt aller der leeren Proteste, sie entweder wie einen unabänderlichen Naturprozeß ruhig über sich ergehen lassen, oder um sie zu brechen, sich selbst umändern, geradezu umschmieden. Sie dürfen es den Tschechen nicht verdenken, daß sie so thun, wie sie thun; sie müssen sich selbst vorwerfen, daß sie nicht ebenso thun, oder sich bedauern, daß sie nicht so thun können. Denn es kommen dabei allerdings Eigenschaften ins Spiel, die entweder überhaupt nicht oder nur in langen Zeiträumen sich erwerben lassen. Das Nationalgefühl kann ja rasch emporflammen und um sich greifen; aber ohne die Hilfe anderer Eigenschaften wird es keine nachhaltigen und allseitigen Erfolge zu erringen vermögen. Eine Nation hat — man muß nur genau hinsehen — im öffentlichen Leben keine anderen Vorzüge und Fehler als im privaten. Wenn jüngst die Gemüthlichkeit mit allem Fug und Recht als eigentliches Lebensprinzip der Wiener feierlich verkündet worden ist und wenn sich an diese lebenswürdige Göttin alle möglichen kleinen Untugenden anschniegen, wie Gedankenlosigkeit, Unzuverlässigkeit, Mangel an Ausdauer, vorwiegendes Interesse für „Brot und Zirkusspiele“, Byzantinismus, wie dürfen wir erwarten, daß diese sich in der Hitze des politischen Kampfes zu den entgegengesetzten Heldentugenden umwandeln werden? „Der echte Wiener kann nicht untergehen“ — dieses Selbstgefühl beschleunigt außerordentlich den Untergang des echten Wieners und die Eroberung Wiens durch die Tschechen. Läng sagt S. 74 f. folgendes: „Es finden sich nicht nur slavische, sondern auch deutsche Propheten, welche weisagen, daß im 20. Jahrhundert Wien ebenso eine slavische Stadt sein werde wie das goldene Prag im 19. Jahrhundert slavisch geworden ist. Alle bemerkenswertheren Baudenkmäler Prags, Dome, Thore, Brücken, tragen das allereigenste Gepräge einer mittelalterlichen deutschen

Stadt an sich, und die späteren privaten und öffentlichen Gebäude lobpreisen die berufensten Meister der deutschen Renaissance und des deutschen Barockgeschmacks. Ist es nach alledem ein Wunder, wenn jene ununterbrochene Reihe von Wiens schönen und gewaltigen Bauwerken, welche den Glanz und den Ruhm der deutschen Kultur gerade in dem letzten Jahrzehnt so laut verkündet, zwar die große Menge in dem Glauben bestärkt, daß Wien bleiben wird und sein Deutschtum nie untergehen kann, aber zu derselben Zeit doch in Anderen, wenn auch Wenigeren, den Gedanken erweckt, daß manchmal die prächtigste Entfaltung der Baukunst nur die Vorläuferin des nahen Niedergangs war und daß damals, als man in der Lagunenstadt die schönsten Marmorpaläste baute, Venedigs Staats- und Handelsmacht schon den Keim des Verfalls in sich trug?“ Läng bezeichnet diese Prophezeiungen als übertrieben; aber das an anderer Stelle (S. 64) berührte Argument von der Ueberlegenheit der deutschen Kultur ist wohl in seinen eigenen Augen ein sehr schwaches, es reimt sich nicht recht zu dem was er sonst vorbringt. Es ist nicht unmöglich, daß die Wiener durch Neben wie die, welche kürzlich der tschechische Reichstagsabgeordnete B. Kurz bei Einweihung des tschechischen Vereinshauses in Wien gehalten hat, sich ihrerseits angespornt fühlen, „in den Kampf ihrer Brüder einzugreifen“, „zu agitiren und zu organisiren“, „sich zu vermehren wie der Sand im Meer und sich hier in der Metropole des Reichs immer mehr als Nation zu fühlen“; es ist nicht unmöglich, daß sie den Tschechen, die Prag zu einer tschechischen Stadt und den Magyaren, die Budapest zu einer magyarischen Stadt zu machen verstehen, einige Kunstgriffe absehen, um Wien als deutsche Stadt zu erhalten. Es ist nicht unmöglich, aber ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Weit weniger befriedigt das, was Läng über die ungarischen Verhältnisse sagt. Unter den Thatfachen, welche er für den Aufschwung des Magyarenthums anführt, figuriren sehr mit Unrecht die dem Unterrichtswesen entnommenen (S. 30 ff.), dessen Einrichtung ja im Schroffen Gegensatz zu den Wünschen und wirklichen Bedürfnissen der anderen Nationen steht. Und besonders unzulässig ist die Vergleichung mit dem nach ganz anderen Grundsätzen geleiteten Unterrichtswesen Oesterreichs. Läng scheint das selbst gefühlt zu haben; denn er fährt fort: „Es gibt einen noch glänzenderen Beweis für die Herrschaft der magyarischen Intelligenz, weil er von der Gesellschaft allein, ohne Einwirkung des Staates, geliefert wird, nämlich der durch die periodische Presse gewährte“ (S. 33). Es erhebt sich für uns die Hauptfrage: inwieweit kann man aus dem bisherigen Wachsthum der Magyaren auf ihr ferneres schließen? Steht es ganz fest, daß „mit unaufhaltsamer Kraft die magyarische Nation vermittelt ihrer eigenen Erstarfung zu immer vollständigerer Konsolidirung des ungarischen Staates vorschreitet“ (S. 20)? Das Wachsthum kann mit beschleunigter Erfolg; es kommt eben darauf an, sozusagen die Gleichung für die Kurve zu finden. Läng erblickt die Ursache des Aufschwungs der Magyaren in der Kraft des magyarischen Stammes und die Ursache dieser — er verrieth damit „ein Geheimniß, das noch so Wenige kennen“ (S. 29) — in dem einheitlichen Charakter des früher mit der Führung betrauten ungarischen Adels; in Oesterreich habe nie eine einheitliche Aristokratie bestanden. Das erachte ich nicht für ganz richtig; der ungarische Adel ist größentheils nichtmagyarischer Herkunft, und der österreichische fühlte sich im vorigen und noch in diesem Jahrhundert vorwiegend als deutscher Adel. Wie dem auch sei, der in Rede stehende Faktor, die Kraft des magyarischen Stammes, ist ein sehr zusammengesetzter, und was noch

größere Bedeutung hat, es ist nicht der einzige Faktor, mit dem wir zu rechnen haben; der zweite ist die geringe Widerstandskraft, wohl gemerkt, nicht der Gesamtheit der anderen Nationen, sondern gewisser weicher und zerstreuter Bruchtheile, die von ihnen abbröckeln und dem Magyarenthum zufallen. Vor allem sind das die Juden, aus denen ihm die leidenschaftlichsten Vorkämpfer erwachsen. An solchen Elementen wird es noch für geraume Zeit nicht fehlen. Die ethnographische Bunttheit Ungarns gewährt den Magyaren, im Vergleich zu den Deutschen Oesterreichs, einen außerordentlichen Vortheil. Aber auch sie werden schließlich auf Grenzen stoßen, über die hinaus ihnen das Vordringen sehr erschwert sein wird. Sie müssen sogar auf einen Rückschlag gefaßt sein, und ganz ohne Vorbedeutung für sie ist der in Oesterreich eingetretene Rückschlag nicht. Zwar brauchen sie, wenn auch die Nichtmagyaren im Parlament nicht immer so schwach vertreten sein werden wie jetzt, kaum zu fürchten, hier je die Majorität zu verlieren. Aber wenn die Magyarisirung vor allem die Städte ergreift und hier von den oberen Schichten zu den mittleren und unteren vorschreitet, so hatte ja in Oesterreich die Germanisirung ganz denselben Weg eingeschlagen; und wenn nun hier von der niederen Bevölkerung der Städte und der hereinströmenden der ländlichen Umgebung die Reaktion ausgegangen ist, warum sollten die Magyaren vor einer solchen sicher sein? Sie werden sich doch nicht darauf berufen, daß in Bezug auf die Kultur ihr Verhältniß zu den Nichtmagyaren für sie ein günstigeres sei und bleiben werde, als für die Deutschen Oesterreichs ihr Verhältniß zu den Nichtdeutschen gewesen ist? Eine Nation täuscht sich sehr, wenn sie die Ueberzeugung hegt, daß, je mehr sie ihr eigenes Nationalgefühl ansache, es um so leichter auf andere Nationen überspringe; vielmehr wird das nur dazu dienen, bei diesen das angestammte Nationalgefühl zu gleichem oder höherem Wärmegrad zu steigern. Die Magyaren übersehen, daß auch die anderen Nationen Ungarns, wenigstens zum Theil, innerlich erstarken. Wenn sie, und sie haben ja dazu einigen Grund, eine Belehrung von Seite Oesterreichs ablehnen, so mögen sie eine solche von Seite des Deutschen Reiches annehmen, auf das sie sich ohnehin gern berufen. Wir sind, sagen sie, als kleine Nation darauf angewiesen, uns aus anderen Nationen zu verstärken; eine große Nation, wie die deutsche, könnte eher davon absehen und thut es dennoch nicht. Gut, es sei so; aber für eine kleine Nation ist auch die Arbeit viel schwieriger als für eine große. Oder glauben die Magyaren wirklich, sie wären imstande, sich eher die Rumänen, als die Deutschen sich die Polen anzugleichen? Die Lehre, daß nur ein einsprachiger Staat ein vollkommener sei, ist sehr gefährlich; denn die Aufgabe, die Vielsprachigkeit eines Staates zu beseitigen, ist immer noch einer anderen Lösung fähig, und vom höchsten Standpunkt aus müßte diese als die einfachere erscheinen. Ja es kann Fälle geben, in denen selbst von dem des „gesunden“ Nationalismus aus eine Gebietsverminderung, diese im allgemeinen von den Nationen höchst bewertete Einbuße, nicht als wirklicher Nachtheil zu betrachten ist. Hätten z. B. die Deutschen den schmalen dänischen Landstrich im Norden Schleswigs an das kleine Dänemark abgetreten, das in der Kultur so hoch steht und mit ihnen durch so enge geistige Bande verknüpft ist, so würde die bedauerliche, nur durch dynastische Verhältnisse hervorgerufene Entfremdung zwischen den beiden Nationen behoben oder doch gemildert worden und die Deutschen nun nicht genöthigt sein, die dortigen Dänen, deren Zahl im Verhältniß zu der Gesamtvölkerung des Deutschen Reiches von keinem Belang ist, im Schweiße ihres Angesichts in Deutsche umzuwandeln. Unter den nichtmagyarischen Nationen nehmen die Rumänen und die Slovaken die

stärksten Stellungen ein; sie haben den Rücken, jene durch die Rumänen des Königreichs, diese durch die Tschechen gedeckt. Es scheint, daß sie selbst jetzt, unter dem Hochdruck, der vermittelst der Staatsmaschine ausgeübt wird, die Magyaren hier und da zurückdrängen, was die Magyaren, um dabei doch etwas zu gewinnen, als Beweis für das Nichtvorhandensein jenes Hochdrucks anführen. Was ich in den Zeitungen über die Rumänisirung von Magyaren und die Magyarisirung von Rumänen gelesen habe, hat mir kein klares Bild davon hinterlassen, auf welcher Seite der Vortheil ist. Die Fortschritte der Slovaken zeigt uns in gründlichster Weise mit einer Fülle interessanter Einzelheiten der ausgezeichnete Statistiker Köroşy József in seinen Studien über „die Slovakisirung Oberungarns“ (A felvidék eltótosodása), von denen erst der auf den Preßburger und den Neutraer¹⁾ Bezirk bezügliche Theil erschienen ist (Budapest, Grill, 1898). Auf den beiden beigegebenen Karten werden die alten slovakischen und magyarischen, dann die in älterer Zeit und endlich die während der letzten hundert Jahre slovakisirten und magyarisirten Gebiete durch Farbe und Begrenzung voneinander geschieden und die auf beiden Seiten ursprünglich deutschen Gebiete durch die Buchstaben der Namen hervorgehoben. Ich hätte nur gewünscht, daß einer Schrift dieser Art die Sentimentalität fern geblieben wäre; die Grabkreuze, die der Verfasser den häufigen Verlusten des Magyarenthums setzt, und die Lorberkränze, die er dessen felteren Eroberungen flicht, die weibliche Häufung der Ausrufungszeichen, alles das muthet einen Leser, der zu einer der beiden anderen hier betheiligten Nationen gehört, wunderbar an und beirrt ihn in der ruhigen Betrachtung der Thatfachen.

Läng hat die beiden unpolitischen Vorträge mit einer politischen Einleitung versehen. Er sagt, die Hegemonie der Magyaren stehe in keiner näheren Beziehung zu der Hegemonie der Deutschen in der anderen Reichshälfte; sie wurzle viel tiefer und fester. Wenn Oesterreich sich jetzt im föderalistischen Sinne ausgestalte, so erwachse den Magyaren daraus keine Gefahr, und sie hätten keinen Anlaß, wie sie das früher gethan haben, hemmend einzuschreiten; sie dürften sich die österreichischen Slaven nicht auf künstliche Weise zu Feinden machen: „je vollständigere Neutralität wir den Oesterreichern gegenüber wahren werden, um so sicherer können wir sein, daß die österreichischen Slaven keine Lust haben werden, sich in unsere Angelegenheiten einzumischen“ (S. 15.). Offenbar schweben ihm hier nur offizielle und offiziöse Einflüsse vor; aber es gibt ja auch breite Unterströmungen. Er sagt: „Ueberschätzen wir die Anziehungskraft nicht, welche die Ausbreitung der slavischen Elemente des fremden Staates auf unsere Slaven ausüben kann“ (S. 18.). Er konnte mit gleichem Rechte sagen: „Unter schätzen wir sie nicht.“ Wiegt er sich wirklich in dem Wahne, daß für die Entwicklung der ungarischen Nationalitätsverhältnisse die der österreichischen ganz gleichgültig sei? Nehmen wir an, Oesterreich sei zu einem Nationenbund geworden; jede Nation erfreue sich der größten Selbständigkeit, sie schütze selbst ihre nationalen Interessen und Sorge für sie innerhalb ihrer eigentlichen Grenzen nicht nur, sondern auch bei allen in fremden Gebiete verstreuten Minderheiten, so daß der unablässige Jank um die gleichmäßige Vertheilung der Staatsgaben aufgehört hätte und auch die Gemeinden nicht mehr in widersinniger Weise genöthigt würden, den Interessen fremder Nationen Opfer zu

¹⁾ Ich denke, wir Deutsche sollen an den alten deutschen Namen magyarischer Orte, besonders solcher mit deutscher Bevölkerung, festhalten. Wir können uns hierin die Magyaren zum Vorbild nehmen. Keinem von ihnen würde es nur im Traum einfallen, für „Wien“ anders als Bécs zu sagen und zu schreiben; wir haben rasch „Dien-Pest“ zugunsten von „Budapest“ aufgegeben.

bringen, was sie unter den jetzigen Umständen mit der Empfindung thun, Schlangen an ihrem Busen zu nähren. Würde sich Ungarn mit einer solchen chinesischen Mauer umgeben lassen, daß der Widerschein dieses Völkerfriedens nicht belebend und ermunternd auf die nichtmagyarischen Nationen fielen, denen man in Einem fort die Unmöglichkeit eines von Rechts wegen vielsprachigen Staates predigt? Würden sich z. B. die Slovaken davon überzeugen lassen, daß zwischen ihnen und ihren Brüdern, den Slovenen Oesterreichs eine solch tiefgehende Verschiedenheit besteht, daß darin die Verschiedenheit ihrer Geschichte begründet wäre? Das Nationalgefühl ist überall zu Hause und kaum irgendwo auszurotten; es mag besser gedeihen, bestrahlt von dem „unauslöschlichen Zauber einer tausendjährigen Vergangenheit“ (S. 13) und im weichen Boden einer höheren Kultur; aber es trotzt auch den rauhesten Winden und schafft sich auf felsigem Gestein sein eigenes Erdreich. Ich bin hier auf schon Gesagtes zurückgekommen; aber vielleicht ist die Wiederholung solcher Wahrheiten nicht überflüssig, die hartnäckig verkannt werden. Die Kurzsichtigkeit, welche in dieser Hinsicht die Magyaren verrathen, wiegt alle die politischen Fehler auf, wegen deren sie die Deutschen Oesterreichs bemitleiden.

Von den Tschechen sind die Auslassungen Längs beifolgend aufgenommen worden. Karel Kramář, der für einen der tüchtigsten Köpfe unter ihnen gilt, hat im Juni- und im Juli-Heft des ersten, und zwar laufenden, Jahrgangs der von Brokop Podlipský redigirten *Ceská Revue* jener Flugschrift einen recht schwächlichen Artikel unter dem gleichen Titel (*Národnosti v Uhrách a Rakousko*) gewidmet. Er preist, was Läng sagt, als „politische Mathematik — kühl und realistisch“ (soweit Ungarn in Betracht kommt, beschränkt sich die Mathematik auf die vier Spezies — die höhere Analysis ist ausgeschlossen); er selbst fügt keinen neuen Gedanken hinzu, vertieft keinen alten. Wir hören das ewige Lied: Oesterreich möge seinen Nationen wie seinen Ländern gleichermaßen gerecht werden — ohne ein Wort darüber, wie die zum Ueberdruß dargelegte Antinomie dieser Forderungen zu lösen wäre. Die von der Verfassung vorgeschriebene Gleichberechtigung der Nationen und das der Verfassung zuwiderlaufende böhmische Staatsrecht — dies erinnert wahrlich an die „Republik mit dem seligen Großherzog an der Spitze“. Haben die Tschechen ein unabwiesbares Bedürfnis nach einem „vollen staatlich-nationalen Leben“ (S. 1155), was brauchen sie zu dessen Befriedigung ein paar Millionen Deutsche, die dadurch ihres doch ebenso berechtigten Anspruchs auf ein volles staatlich-nationales Leben in engster Verbindung mit den übrigen Deutschen Oesterreichs verlustig gehen würden? Ist diese tschechische Auslegung des „Gleiches Recht für Alle“ nicht ein blutiger Hohn auf alle Logik? Und die Einwilligung hierin den Deutschen zuzumuthen, ist das nicht *politická naivnost*?

Die Palacky-Feier hat den Verfasser zu einem bescheidigenden und berichtigenden Nachwort veranlaßt. Er erklärt darin das, was wir — nicht er — Panflavismus nennen, als „eine tiefe, oft ungeklärte, unbewußte Sehnsucht, daß alles, was der Nation das theuerste ist, ihre geistigen und sittlichen Bestrebungen, ihre Kulturarbeit breitere Welten für sich finden möge, in Stammesüberlieferungen, Fehlern und Vorzügen verwandte Welten. Wenn uns nicht immer die anderen Nationen verstehen, so glauben und hoffen wir, daß das, was wir wünschen und wozu uns unser Geschick berufen, diejenigen verstehen, welche mit uns eines Blutes sind, mag auch die Geschichte uns nach Sprache, Glaube und der politischen Form der verschiedenen Staatsgebilde getrennt haben. Und daran lassen wir uns von Niemandem hindern, und auch die anderen slavischen Völker lassen sich nicht daran hindern. Im Gegentheil, das Unbewußte und

Ungeklärte wird klar und bewußt, und dann diese geistige und sittliche Solidarität der Slaven zu einem Kulturelement ersten Grades werden. Das erfordert allerdings viel Zeit und viel Arbeit — wird aber kommen, da die slavischen Nationen ihre Kulturmission einfach erfüllen müssen.“ (S. 1159). Ist das nicht hübsch gesagt von Jemandem, der sich als einen entschiedenen Gegner der Phrase gibt? Wäre der Panflavismus wirklich eine so innere Angelegenheit wie sie hier dargestellt wird, so würden wir die Sache auf sich beruhen lassen; aber gerade bei jener Feier ist er in so gewaltige Fanfaren gegen das Deutschthum ausgeklungen, daß unsere Neugierde, worin eigentlich die besondere Mission der Slaven bestehe, wohl zu entschuldigen ist. Ist denn die Gemeinsamkeit zwischen den slavischen Nationen eine anders geartete als die zwischen den germanischen? Sie ist nicht einmal eine engere. Wie es sich mit der Gemeinsamkeit des Blutes bei den Slaven verhält, darüber haben sich die Anthropologen zur Genüge geäußert. In politischer und konfessioneller Hinsicht sind die Gegensätze hier größer als bei den Germanen. An vielseitigen und innigen Wechselbeziehungen stehen die slavischen Literaturen den germanischen nach. Die tschechischen Erzeugnisse, die ins Deutsche übersetzt worden sind, machen auf den deutschen Leser keineswegs einen sehr fremdartigen Eindruck und rechtfertigen bis zu einem gewissen Grade die Ansicht von Russen, daß die Tschechen im Grunde slavisch redende Deutsche seien. Und was endlich die Liebe der Slaven zu einander anlangt, von der so viel Aufhebens gemacht wird, so haben, wenigstens in gestifteten Jahrhunderten, Slaven von Deutschen bei weitem nicht so Schlimmes zu erdulden gehabt, wie von Slaven selbst, und schon deshalb ist die neuerdings öfter gethane Behauptung, die Slaven hätten nie unterdrückt, eine der erstaunlichsten Lügen. Wenn die oft sehr verschiedenen Stämme einer großen Nation das Verwandtschaftsgefühl zwischen sich zu heben und fruchtbar zu machen bemüht sind, so begreift und begründet sich in folgerichtiger Weise ein Bestreben, welches verwandte Nationen einander näher bringen soll; wir brauchen deshalb noch nicht den ganzen Stammesbaum herabzuklettern. So gibt es einen friedlichen Pangermanismus, als dessen Anhänger sich noch jüngst Björnson bekannt hat; an dem friedlichen Charakter des Panflavismus aber hat man allen Grund zu zweifeln.

Gotha, im Oktober.

Mittheilungen und Nachrichten.

—tt Weibliche Menschen. Novellen von Georg Frhrn. v. Dmpteda. Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. — Hübsche unterhaltliche Geschichten, die, flott geschrieben, das zierliche und anmuthige Gepräge tragen, das der literarischen Physiognomie des Verfassers entspricht. In der größten Novelle des Bandes, „Die Princesse“, wird ein räthselhafter Frauencharakter dargestellt, eine kaum 16jährige Prinzessin mit dem „diable au corps“, die es darauf anlegt, den Männern die Köpfe zu verdrehen und sich dann über sie lustig zu machen. Das Getriebe auf einem herzoglichen Schlosse bei einer großen Jagdgesellschaft ist offenbar mit voller Sachkenntniß geschildert, und die Gefühle, von denen die Herzen der jungen Lieutenants bewegt werden, sind in überzeugender Echtheit wiedergegeben. Die Nachlaßblätter „Weibliche Menschen“ sind das bedeutendste Stück der Sammlung, die übrigens in „Die schöne Cadranerinerin“ und „Ein Wiedersehen“ zwei ergreifende Geschichten enthält, und in „Selma“ auch satirische Kraft des Autors zeigt.

—ss. Georg Hermann: Die Zukunftsfrohen. Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. — „Neue Skizzen“ nennt der Verfasser die zur Mehrzahl ganz kurzen Geschichten, die den Inhalt des Buches bilden, und es sind in der That, wie in den „Modelle“ (vgl. Beilage vom 20. August 1897, Nr. 186) wieder nur Skizzen, nicht ausgeführte Kunstwerke. Aber sie